

nitricum, bestreut, mit einem Bäuschen Watte oder Flachs bedeckt und mit Bindschem Pflaster, welches auf weiches Leder gestrichen werden muß, sorgfältig verklebt, oder man benutze mit derselben Wahrscheinlichkeit des Erfolges auch Jodtinktur oder eine 2/3 procentige Chlorzinklösung. Von diesen Flüssigkeiten wird einfach ein wenig auf die afficierte Stelle gegossen, letztere mit Watte bedeckt und mit dem genannten Pflaster verklebt. Ein solcher Verband wird selten oder fast gar nicht gewechselt, da die Heilung in der Regel sehr bald einzutreten pflegt.

[Kochen und Dämpfen der Futtermittel.] Das Kochen und Dämpfen der Futtermittel bewirkt eine größere Erweichung aller Teile und modifiziert auch in manchen Fällen die Nährwirkung eines Futtermittels. Dies ist besonders bei den Kartoffeln der Fall, die gekocht oder gedämpft mehr auf Fettproduktion, roh mehr auf die Milchproduktion wirken. Das den Futterstoffen inniger verbundene Wasser wird weniger schnell resorbiert als das als Getränk aufgenommene; es ist ersteres daher im höheren Grade geeignet die Erweichung und Aufschließung insbesondere bei der Vorverdauung zu befördern. Wie aus diesem Grunde Grünfütter an sich von größerer Nährwirkung als eine entsprechende Menge Heu ist, so wird, wenn auch nicht in gleichem Grade, doch annähernd, die Verdaulichkeit des Raufutters durch Dämpfen befördert, und ist dies empfehlenswert, wenn letzteres in großer Menge gereicht wird. Besonders in futterarmen Jahren ist das Dämpfen ein gutes Mittel zur vollkommendsten Ausnutzung aller Materials. Die Kosten der Feuerung müssen immer über die Nützlichkeit entscheiden.

Verschiedenes.

[Im Kirchenlande.] Weisenheim a. S., Freisheim und Umgegend, gewähren zur Zeit die blühenden Kirchenbäume in ihrem schneeweißen Schmuck einen entzückenden Anblick. Aus der ganzen Pfalz, selbst aus Mannheim und Worms strömen Besucher daher, um sich an dem schönen Panorama zu ergötzen. Die Eisenbahnzüge am Sonntag vermochten die große Menschenmenge kaum zu fassen.

[Warum sind so viele Leute arm?] Auf diese Frage gibt die Frauenzeitung folgende Antwort: Weil sie den Rahm verderben lassen; silberne Löffel werden zum Auskratzen der Kessel genommen; die Scheuerbürste bleibt im Wasser; Messer mit schönen Griffen werden in heißes Wasser gesteckt; die Wägen werden nicht aufgehangen; das gebrauchte Tischzeug wird an Orte geworfen, wo Mäuse daran nagen können; Wannen und Tönnen liegen in der Sonne, bis sie zerfallen, die Kleider hängen an der Leine, bis sie der Wind zerreiht. Die Wintersachen werden im Sommer von den Motten zerfressen. Fleisch- und Gemüsereste verderben in der Speisekammer. Ins Backofen läßt man Würmer kommen. Der Pfropfen fehlt auf der Syrupflasche und die Würmer schlagen ihr Quartier darin auf. Kaffee, Thee, Pfeffer und andere Gewürze verlieren, weil offen stehen gelassen, ihr Aroma. Das Pötelfleisch verdirbt, weil Salz fehlt oder weil es auf Salzwasser schwimmt. Armut ist keine Schande, wird aber jemand arm auf diese Weise, sollte der sich nicht schämen?

Paris, 2. Mai. Eine bedeutende Aenderung ist in der Frauentracht eingetreten. Mit einem Male ist es aus mit dem anendlichen, vielfältigen Geschnörkel, Ueberwürfen, Bäuschen, Fädelungen, Schleppen und Zipfeln, durch welche der Schoß des Kleides zu einem kunstvollen, verschlungenen Bau geworden war, zu dessen Wertschätzung den Laien die Fähigkeit abgehen mußte. Kraft des neuesten Schnittmusters fällt der Schoß vom Gürtel in breiten flachen Falten herab, welche ohne alle Zierrat und Schnörkelei bleiben. Unten ist eine breite Stellspitze mit Franzosen angelegt. Auch der Stoff, selbst für den Sommer, ist meist Wolle, jedoch von leichtem, sosem Gewebe. Dies ist jedenfalls in großer Fortschritt, indem ein solches Kleid fast nur halb so viel Stoff erfordert als früher, was bei den landläufigen schlechten Zeiten schon ins Gewicht fällt. Die neue Tracht nähert sich also schon um einen guten Schritt der republikanischen Einfachheit, von der, trotz allen Rühmens, während der letzten Jahre der Republik so blutwenig zu spüren war. Ihrem Ursprunge nach ist die neue Mode auf die weiten, am Gürtel anschließenden und bis zum Boden reichenden Mäntel zurückzuführen, welche seit zwei Jahren schon das zum letzten Dienstmäddchen vorgebrungen sind. Auch war das Gerüchte und Gefährte des Schoßes so vervielfältigt und ausgebeutet worden, daß damit entschieden nichts mehr

anzufangen war. Ein gänzlicher Umschwung war unvermeidlich geworden und er ist nun auch eingetreten. Nur in einem Punkte halten die Damen an den alten Mißbräuchen fest. Sie bestehen auf der Beibehaltung des — nun wie soll man es nennen — Sattelfessens, um glauben zu machen, daß sich ihr Körper nach hinten in unnatürlicher Weise ausdehnt. Doch auch hier wird einmal ein ebenso jäher Sturz eintreten als einst mit dem Gebirg und jetzt mit dem bauschigen Schoß.

[Die Bevölkerung von China] wird bekanntlich sehr verschieden angegeben; die offiziellen chinesischen Berichte, die seit über 200 Jahren veröffentlicht werden, gehen bis zu 436 Millionen hinauf. Wagner gibt 405 Millionen an. Diese Zahlen sind offenbar übertrieben. Sir Richard Temple hat die einzelnen Provinzen Chinas mit entsprechenden Teilen Indiens aufs Sorgsamste verglichen und kommt nur zu einer Summe von 282 Millionen; er macht darauf aufmerksam, daß in China wie in Indien die Bevölkerung sich in den am günstigsten gelegenen Landestellen zusammendrängt, während andere nur spärlich bewohnt sind. Die neueste chinesische Zählung hat 349 Millionen ergeben, aber die wirkliche Bevölkerung wird diese Summe schwerlich erreichen. Die meisten Geographen lassen sich durch die Bevölkerungsdichtigkeit der fruchtbaren Ebene zwischen Hoangho und Jangtsekiang täuschen, wo allerdings 16—20,000 Einwohner (doppelt so viel wie in den bevölkersten Teilen Belgiens) auf die Quadratmeile kommen.

Der Blei-Ueberzug der Kuppel der St. Peterkirche in Rom ist erneuert worden. Die Arbeit hat eine Zeit von zwölf Jahren erfordert und an 40 000 Stk. Kosten verursacht. Der Originalüberzug ist sehr unvollkommen gewesen und hat steter Reparaturen bedurft, weshalb man sich entschließen mußte, die Fassung vollständig zu erneuern. Es wurde zu diesem Behufe neues Blei aus Spanien importiert und mit dem alten Blei im Verhältnis von einem Teil alten und einem Teil neuen Bleies vermischt. Das Gesamtgewicht des neuen Ueberzuges beträgt 354 365 Kilo, und wenn man ihn in einer Fläche ausbreiten wollte, würde er ein Areal von 6152 Quadratmeter bedecken. Beim Abstreifen der alten Platten wurden drei derselben vergolbet vorgefunden.

Der Mai.

Nun ist sie erschienen
Aus neue, im grünen
Tauschimmernden Kleid!
Mit maitigem Mute,
Und schneieigem Blute —
Im lachenden Antlitz — die wonnige Zeit!

Belebende Düfte,
Voll würziger Düfte
Den Blüten geraubt;
Sie winden dem Lenze
Buntfarbige Kränze,
Und streuen ihm Rosen aufs üppige Haupt!

Der Nachtigall Wieder,
Wie töten sie wieder
Aus schattigem Gai!
Der Finken und Weisen
Lustschwimmende Weisen,
Das Trillern der Lerche schallt jubelnd darein.

Es kaspeln die Büsche,
Es plätschern die Flüsse,
Es murmelt der Bach,
Es summen die Bienen
Der Mai ist erschienen:
Genießet die Freuden, verschmechtet das Ach! —

Auf! bannet die Sorgen
Des kommenden Morgens!
Noch sonnt uns das „Heut!“
Noch sprudelt die Quelle, —
Der Mond scheint so helle
Wie einstens zu Adams gelegener Zeit.

Drum laßt uns dem Glücke
In unserm Gesichte,
Vertrauen mit Lust!
Froh wollen wir weihen
Dem wonnigen Maien
Die rosigen Blüten aus hoffender Brust! (E. A. Weiser.)

Auflösung des Rätsels in Nummer 18 des Sonntagsblattes:
„D u.“

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

№ 19.

Samstag, den 9. Mai.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Dennoch wäre Madeleine nicht verloren gewesen, wenn sie selbst in den reiferen Jahren das Glück gehabt hätte, ein teilnehmendes Wesen zu finden, welches sie auf dem ehrlichen Pfade der Arbeit und Rechtlichkeit unterwies; dieses Glück aber ward ihr niemals beschied. Manches Jahr duldete sie bei ihrer Herrin, und als sie endlich, der schlechten Behandlung überdrüssig, entfloß, öffneten sich ihr als einziges Asyl die offenen Landstraßen, wo sie ihr Dasein in gewohnter Manier weiter führte, bittend, Kommissionen verrichtend, so wie es eben der Zufall mit sich brachte.

Als Madeleine sechszehn Jahre zählte, machte sie die Bekanntschaft eines Mannes Felix Grison, als Arbeiter in einer der vielen Schiffswerften Genuas bedienstet, dem sie bald nachher nach Recht und Sitte des Landes angetraut ward. Es war dies das erste Mal in ihrem Leben, daß Madeleine eine Kirche betrat; zum ersten Male lernte sie etwas von zivilisiertem Leben kennen; und man darf hier nicht unerwähnt lassen, daß sie über die kurze Zeit, welche dieses Glück währte, durch nichts zu irgend welchem Vergnügen Veranlassung bot. Sie war ihrem Manne in wahrhaft abgöttischer Liebe ergeben und befolgte seine Gebote mit Pünktlichkeit; auch jetzt noch hätte die gute Seite ihres Charakters den Sieg über alle erlernten Sünden errungen, würde eben dieses Glück von längerer Dauer gewesen sein.

Aber Felix Grison riß den Knoten entzwei. Während der Arbeit war er mit einem Kameraden in Wortwechsel geraten, der ihn zu solcher Hitze brachte, daß er das Messer zog; floh zwar in das Gebirge, allein die Häfcher gerieten auf seine Fährte, und Grison wurde von den Händen der Gerechtigkeit erfaßt.

Seit diesem Zeitpunkte zog Madeleine ruhelos umher. Sie durchirrte Italien, ihr Vaterland, die Schweiz, bittend, stehend, so wie die Gelegenheit es erheischte; sie kehrte während der Winterzeit in den niedrigsten verfallenen Herbergen ein, im Sommer übernachtete sie in Höhlen oder auch im Walde. Nicht lange Zeit ging hin, so war sie mit Bagabonden und Gesindel aller Art bekannt und vertraut, lernte die nur erbenklichsten Streiche und sank tiefer und tiefer, je länger sie dieses Leben zu führen genötigt war.

Madeleine Grison zählte jetzt 49 Jahre; aber die Verhältnisse, unter denen ihr Leben dahingeflossen war, hatten ihre Gestalt schon zu einem Scheusal gemacht. Von alle dem träumte jetzt Madeleine, als sie, durch den Rauch ihrer Pfeife betäubt, an der Seite des Feuers einschlafen war. Die beiden Kleinen, ihr frugales

Nachtmahl verzehrend, zogen sich in die äußersten Winkel des kleinen Raumes zurück; sie hatten ja nicht einmal den Mut, einen Ton von sich zu geben, aus Furcht, die Alte werde hierdurch in der ihnen so wohlthunenden Ruhe gestört. Endlich aber — es war eine lange Weile vergangen — neigte Bella sich flüsternd zum Ohre der Schwester und sagte geheimnisvoll: „Sie schläft; geh zeig mir den Vater!“

Elisa streckte den Zeigefinger ihrer kleinen Hand in ein taschenähnliches Loch ihres Röckchens und zog die Hälfte eines zerbrochenen Medaillons hervor; hierauf wendeten es die Kleinen dem Scheine des Feuers zu und betrachteten es lange mit stichlicher Verehrung. „Wo er wohl sein mag?“ meinte Bella, „ob er wohl wirklich in der See ertrunken ist, wie die Alte uns erzählt?“

Elisa zuckte die Achseln. „Ist er nicht hübsch?“ fuhr sie andere fort, „sieht er nicht gerade so aus, wie die vornehmen Herren, von denen die Alte spricht? Warum wohl Mama immer weinte, wenn sie das Bild ansah?“ — „Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Kleine, „sie hat es ja niemals gesagt.“

Und das tote Bild lieblos und streichelnd, erhob sie es an ihre Lippen und drückte einen heißen Kuß auf das Glas. — „Gute Nacht, lieber Vater!“

Auch Bella spitzte den rofigen Mund. „Thu ihn weg, Elisa!“ mahnte sie wieder, „denn wenn sie aufwacht und das Bild bei uns findet —“

Es war just an der Zeit. Soeben hatte die Alte, sich im Schlafe reckend, die Hand der Flamme zu nahe gebracht; sie schrie und erwachte vollends, indem sie ein klägliches Geheul von sich stieß. „Geh zu Bette!“ rief sie barisch den Kindern zu, „geht zu Bette, sag ich! Ihr werdet morgen frühzeitig aufstehen und zum Verdienen ausgehen müssen. Geh zu Bette; hört Ihr nicht?“

Bella gehorchte! bald guckte ihr fröhlich lachendes Gesichtchen unter den Lumpen des Strohsacks hervor. „Ich will einschlafen, Großmutter,“ rief sie schmeichelnd, „vielleicht werde ich von all den schönen Dingen träumen, die Du uns versprochen hast. Gute Nacht!“

Und mit kindisch frohem Lachen vertrug sie sich unter der Hülle von Fegen und sah so heiter aus, so froh und glücklich als ruhe sie auf seidener Bette und sei umgeben von Reichtum und Pracht.

Elisa blieb noch einen Augenblick in der Ecke stehen. Sie gedachte der Heimat, — die arme Kleine! — sie erinnerte sich der Mutter und aller andern, deren Andenken in ihrem kindlichen Gemüte noch nicht erloschen war. Eine Perle drang in ihre Augen und rollte langsam über ihre bleichen Wangen herab; sie wandte das Köpfchen nach oben und faltete die Händchen zum Gebete; dann suchte sie lautlos ihr Lager auf. Ein sonderbares,

nie empfundenen Weh hatte das Herz des armen Kindes beschlagen, war es vielleicht das böse Ahnen eines noch traurigeren Geschicks, das ihr für die Folge am Ende noch beschieden war?

„Bella verläßt mich nicht,“ flüsterte sie, als sie sich auf das harte Polster niederlegte und den Arm um den Nacken der Schwester schlang; und Bella wiederum hielt das zarte, blonde Mädchen zärtlich umfassen und kuppelte ihr tröstende, ermutigende Worte ins Ohr. Bald suchte auch Madeleine ihre Lagerstatt auf.

Die Herbstnacht war schwarz; ab und zu flackerte die erlöschende Flamme und beleuchtete die Gruppe der Kleinen mit magischem Schein. Das schwarze Mädchen lächelte freundlich: Phantasiegebilde von Zauberpalästen und Feenschlössern waren in ihrem kleinen Gehirn entstanden und umgaukelten sie mit verführerischem Glanze. Die kleine Blondine atmete schwer; sie hatte einen bösen Traum, das arme Kind!

Am nächsten Tage bettete das verwaisete Zwillingsspaar an den Ufern des Comersees und brachte, wie wohl voranzufahren gewesen, der Herrin die reichste Ernte ein. Jeder, der die Kleinen sah, wie sie so Hand in Hand mit ihren nackten Füßen und zerrissenen Röckchen am Wege standen oder langsamen Schrittes den Weg verfolgten, ein Bild seltener Schönheit und doch wieder ein sprechendes Zeugnis des elendsten Jammers; jeder, dem diese Erscheinung ins Auge fiel, wurde von Mitleid für die armen Kinder ergriffen und reichte ihnen eine Gabe; doch wenn erst die schwarze Bella mit ihrer senoren Stimme ihr „Einen Sou, liebe Dame! — Einen Sou, lieber Herr!“ ertönen ließ, dann geschah es nicht selten, daß größere Silbermünzen in ihre ausgestreckten Händchen glitten und ein freundliches Wort das edle Gesicht begleitete.

Am Abend des Tages überzählte die Alte ihre Beute. „Sechszehn Francs, drei Sou!“ murmelte sie vor sich hin; kein schlechter Anfang am See. In den Dörfern, durch welche wir kamen haben sie mir nicht so viel eingebracht.“ Sie lachte auf. „Alons, Ihr Kleinen da,“ fügte sie laut hinzu, „marsch, zu Bette! und wenn ihr hübsch fleißig seid, dann sollt ihr am Sonntag einen Zuckerwecken haben. Gute Aussicht, hm?“

Elisa erwiderte nichts. Bella, die nun endlich eine Besorgung ihrer Thätigkeit erwartet hatte, seufzte enttäuscht. Hielt die Alte so die Versprechungen von Puppen und Spielsachen und schönen Kleidern und Schleckereien, welche sie ihnen während der langen Monate ihres Besamenseins fast täglich gemacht?

Beide folgende Tage flossen in derselben Weise, wie der verstrichene, dahin. Der vierte Tag war ein Sonntag, und es stand zu erwarten, daß früh nur wenige Leute auf der Promenade sein würden, da die Kirche abseits lag; darum war die Mittagsstunde vorüber, als das Trio bei der Casa Marlamo anlangte, wo es wie gewöhnlich Posto faßte. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne hell und freundlich, verließ der Natur noch ein frisches Leben; dennoch verflandete ein scharfer Nordostwind, dieser Vorbote von Schnee und Kälte, daß das Ende dieser schönen Witterung in Bereitschaft sei.

Als Madeleine mit den beiden Kleinen auf der Promenade anlangte, waren die Alleen noch still und menschenleer; eine Dame nur, eifrig Zeitungen studierend, saß auf der Terrasse, welche sich zur rechten an die Terrasse des Casa lehnte. Die Dame schien von Stande; sie war reich gekleidet; dazu gab ihr noch das Vorgehen, dessen sie sich bei der Lektüre bediente, ein gewisses Aussehen von Strenge; die Kinder zögerten daher, ihren gewohnten Witzgang zu der Fremden anzutreten; erst ein drohender Blick des alten Weibes gab ihnen den Mut dazu.

„Einen Sou, liebe Dame, für die Witwe und die Waisen!“ Ueberrascht von der Ungewöhnlichkeit einer solchen Erscheinung, stellte die Angeredete ihre Lektüre ein; sie erhob den Kopf und betrachtete eine Weile mit neugierigem Blick das vor ihr stehende Paar. „Water ist ertrunken, Mutter ist tot, und Großmutter ist eine alte Witwe,“ fuhr Bella seufzend fort, „wir haben seit gestern nichts mehr gegessen.“

Sie sprach die letzteren Worte in einem Ton, als wolle sie der Fremde heimlich ihr Leid anvertrauen; dabei streckte sie ihr Händchen aus, als wäre ihr das Almosen, welches sie verlangte gewiß. Die Dame aber betrachtete sie einige Minuten, lächelte wohlgefällig und redete dann in gutmütigem Tone die Kinder an: „Wer seid Ihr?“ — „D, ich bin Bella,“ nahm sie das Wort, „und das da ist Elisa, und das da hinten ist Großmutter,

die häßliche alte Frau mit dem großen Korb,“ fügte sie, der Dame einen verständnisvollen Blick machend, hinzu.

Die Dame lachte. „Und was macht Ihr hier?“ fragte sie weiter. „Wo wohnt Ihr?“ — „D, daß ist weit! wir mußten einen langen Weg machen, bis wir hier angekommen sind.“

„So, und warum kommt Ihr denn?“ Bella stieg. Auf diese Frage wußte sie keine Antwort zu geben.

„Nun?“ sagte die Dame. „Wer heißt Euch denn hierher kommen, wenn es so weit ist?“ — „Großmutter,“ erwiderte jetzt das Kind, „und wir müssen gehorchen, denn sonst —“

„Nun?“ — „D,“ machte das Kind zitternd, „der große Stock!“

„So, und was macht Ihr denn hier?“ — Bella wandte das Köpfchen. Bald hatte sie sich die Gewißheit verschafft, daß Madeleine in gewohnter Entfernung hinter ihnen sei, und also nahm sie keinen Anstand, zu sagen: „Wir betteln hier.“

„Ja.“ — „Hat denn Eure Großmutter keinen Mann mehr, der Euch ernährt?“ — „Großmutter hatte nie einen Mann, so lange wir sie kennen.“

„Und da seid Ihr also hungrig?“ fragte die Dame weiter. — „Habt Ihr denn heute noch nicht zu Mittag gegessen?“ — „Wir bekommen niemals Mittagessen,“ versetzte das Kind.

„Nie Mittagessen? Was bekommt Ihr denn?“ — „Am Abend Brot und Feigen, sonst weiter nichts.“ — „Habt Ihr denn die Großmutter lieb?“ — „Abermals wendete die Kleine das Köpfchen, wieder gewann sie die Ueberzeugung, daß die Alte fern vom Plage sei. — „Wir lieben sie eigentlich gar nicht,“ erwiderte sie darauf flüsternd, „aber wir müssen bei ihr bleiben, seitdem sie uns zu sich genommen hat. Sehen Sie nur selbst, wie häßlich sie ist,“ fügte sie geheimnisvoll thüend hinzu, „und noch häßlicher ist sie, wenn sie raucht und uns zu Bette schickt. Und nichts hat sie uns gegeben von all den Spielsachen und Kleidern, die sie uns alle Tage versprochen hat, nicht einmal eine Puppe.“

Die Dame lächelte, doch zog sie ihre Börse und reichte den Kleinen ein Silberstück. „Da,“ schloß sie darauf die Unterhaltung, „nun geht und kauft Euch etwas zu essen, weil ihr hungrig seid.“ Kaum aber hatten die Kleinen den Rücken gewendet, so winkte sie befehlend die Alte herzu. „Gehören die Kinder Ihnen?“ fragte sie in herablassendem Tone. „Es sind die Kinder meines verstorbenen Sohnes, Euer Gnaden,“ stöhnte das Weib.

„Wirklich? und was machen Sie denn hier mit ihnen? Wohnen Sie in Toriano?“ „Nein, Euer Gnaden,“ jammerte die Alte mit verzweifelter Geberde, „meine Heimat liegt oben in der Schweiz! aber ich habe die Kleinen da aus Mailand abholen müssen, da mein armer Sohn vor kurzem gestorben ist.“

„So, wie lange ist das?“ — „Vier Wochen wird es sein.“ — „Vier Wochen! Und warum seid Ihr immer noch hier? Die Kleine sagte mir, Ihr kämet täglich auf die Promenade.“ — „Wir werden von hier aus einen weiten Weg über die Gebirge zu machen haben,“ jammerte das Weib, „und da meine Töchter leer sind, muß ich ein paar Francs gewinnen, damit wir auf dem langen Marsche nicht vor Hunger vergehen.“ — „Und wieso kennt Ihr den Weg?“ — „Ich habe ihn schon einmal zu Fuße gemacht, Euer Gnaden. Ich bin eine arme Frau, die keine Fahrten bezahlen kann.“ Die Fremde sann einige Augenblicke nach. „Ich werde versuchen, was ich für Euch, — ich meine die Kinder,“ verbesserte sie sich, „thun kann. Kennt mir Eure Wohnung.“

„Das wird kaum gehen,“ fiel die Alte ein. „Wir pflegen bei Bauersleuten zu übernachten, wo man uns aus Warmherzigkeit ein Lager anweist.“ — „Nun wohl, so kommt morgen früh um elf Uhr hierher an diese Stelle,“ brach die Dame die ihr unerquickliche Unterhaltung ab. „Ich kann Euch jetzt nichts weiteres sagen, ob sich für die Kleinen etwas machen läßt.“ Madeleine erhielt noch eine Silbermünze, dann war sie entlassen. Sie folgte also den Kindern, die alsbald ihre Beschäftigung wieder aufnahmen und vor der Alten spazierend, bettelten. In reichem Maße fielen auch heute die Früchte der edlen Wohlthätigkeit auf die Kleinen herab; denn als am Abend Madeleine wieder ihre Ernte überzählte, gab die Summe, welche sie erworben, denen der vorangegangenen Tage keineswegs etwas nach.

Als am nächsten Morgen die Kinder auf dem bestimmten Plage anlangten, war die Fremde noch nicht dort. Bella zog ihr sonst so freundliches Gesichtchen in ärgerliche Falten, denn

sie hatte sich große Versprechungen von Geschenken gemacht; und diesmal war es nun wiederum Elisa, die der Schwester in das Unvermeidliche des Schicksals sich finden half. Lange indeffen dauerte der Kummer des Kindes nicht. Noch perlten die Thränen über ihre Wangen, als in nicht weiter Entfernung eine elegante Kutse still hielt und die Dame, deren Erscheinen man sehnsüchtig erwartete, auf die Terrasse zugeschlitten kam.

Fortsetzung folgt.

Die Rücksichtslosigkeiten,

die täglich verübt werden, sind so zahlreich, daß es schwer fällt, das Thema auch nur einigermaßen zu erschöpfen. Sehen wir uns einmal auf der Straße um! Hier läuft einer daher, die glimmende Zigarre in der herabhängenden Hand haltend, unbekümmert ob er einem andern ein Loch in den Rock brennt, und dort drängt sich ein elegant gekleideter Herr durch die Menge, seinen Regenschirm wagerecht unter dem Arm haltend, so daß er bald da eine Wange anfaßt berührt, bald dort den Hut eines Knaben in die Luft schleudert. Wir springen in den Pferdebahnwagen — um's Himmelswillen der Dame neben uns nicht zu nahe gerückt, sie hat, wie so viele ihrer Schwestern, eine sechs Zoll lange Nadel quer durch ihren Haarnoten gesteckt. Unsere Gewandtheit rettet uns aus der Lebensgefahr — wir kommen unbeschädigt aus dem Bahnhofe an. Der Schaffner — Schaffner gehören stets zu den rücksichtsvollsten Leuten — steckt uns als Nr. 8 in ein Coupé, während die anderen Coupés leer stehen. Uebrigens müssen wir auch diesen Platz erst erobern, denn ein großer Korb steht mitten in dem Wege. Ein Blick auf die Dame, welche augenscheinlich die Eigentümerin des Korbes ist, beeinflusst dieselbe nicht im mindesten. So nehmen wir endlich den Korb mit einem „Bardon“ selbst in die Hand und bergen ihn auf dem Brett über dem Sitz. Die Dame rümpft die Nase und sagt französisch zu ihrer Nachbarin: „Es gibt doch rücksichtslose Leute“, und taumt an einem zweiten Ort lernt man sie besser kennen als im Eisenbahnwagen. Ich fuhr einmal mit meiner Frau im Coupé zweiter Klasse von Frankfurt nach Homburg. Während des Fahrens erhob sich ein Herr, mit dem wir das Coupé teilten und bat uns, das Fenster zu schließen, es ziehe ihm zu stark. Kaum hatte ich seinen Wunsch erfüllt, als er neben dem entgegengekehrten Fenster Platz nahm und dasselbe öffnete. Selbstverständlich klärte ich dieses seltsame Menschenexemplar über seine — allzugroßen Ansprüche an Rücksicht auf. Gegen eine besonders häufig geübte Rücksichtslosigkeit, die „Eisenbahnfußlegelei“, hat schon Fr. Th. Vischer gewettert, natürlich ohne Erfolg. Man legt noch immer seine beschmutzten Stiefel auf die Sitze, unbekümmert um den, der später den Platz einnehmen wird. Aber nicht aus Bequemlichkeit beschmutzen die Leute die Kissen — sie thun dies bisweilen ohne jeden Grund. So werden ja auch die Ruhebänke in Parkanlagen häufig zertrümmert oder verunreinigt, und daß nicht immer der Pöbel der Attentäter ist, beweist ein Vorfall in Würzburg, wo man einen Lieutenant verhaftete, weil er konsequent mit dem Messer Bäume bearbeitete. Einen vortrefflichen Beobachtungsort für Rücksichtslosigkeiten geben Kaffeehäuser und Restaurationen ab. Der eine sammelt alle zur freien Journale und setzt sich dann darauf, eins nach dem andern abfolvierend. Ein zweiter steht, während wir essen, mit solcher Beharrlichkeit zu, daß uns ein unheimliches Gefühl beschleicht, und ein dritter verdriß uns durch sein beständiges Räuspeln und Schnalzen den Appetit. Als Jungespeise speiste ich eine Zeit lang in einer Wirtschaft, die mit Vorliebe von Medizinern besucht wurde, und diese Herren verhandelten so ungeniert über ihre Krankengeschichten, als wäre alle Welt dem Gefühl des Ekels so unzugänglich wie sie selber. Das bemerkenswerteste Exemplar, das ich hier kennen lernte, war ein Herr, der sich während der Mahlzeit mit einem Zahntocher die Ohren reinigte und diesen dann wieder zu den anderen Zahntochern steckte.

Wie rücksichtslos das zarte Geschlecht zu sein scheint, kann man am besten im Theater studieren. In einer deutschen Provinzialstadt entdeckte ich eine Anzahl Damen, die sich Fußschmel mit ins Parterre nahmen, was zur Folge hatte, daß jeder, der zu seinem Platz gelangen wollte und keine Ahnung von dieser Gepflogenheit hatte, fräuselte. Damen, die uns durch ihren Hüt die Aussicht versperren, oder mit ihrem Fächer beständig unsern Hinterkopf belästigen, gehören zu den alltäglichen Erschei-

nungen. Daß eine Frau selten einen Abend im Theater verbringen kann, ohne mindestens ihr Opernglas, ihre Handschuhe oder ihren Theaterzettel fallen zu lassen — das darf hier wohl kaum angeführt werden, denn es geschieht ja vielleicht nur, um zu erproben, ob der Nachbar zu den rücksichtslosen Leuten gehört. Auch die „Sitte“ der meisten — Damen wie Herren — uns im Vorübergehen, wenn sie zu ihrem Platz gelangen wollen, die werke Rückseite zu zeigen, muß eher eine Unart als eine Rücksichtslosigkeit genannt werden. Mancher wird dabei nicht einmal eine Unart finden — der Geschmack ist ja verschieden. Rücksichtslosigkeiten ersten Ranges aber sind das gewohnheitsmäßige Zuspätkommen, das lärmende Eintreten und das mehr oder weniger laute Sprechen während der Vorstellung. In dieser Beziehung leistet die weibliche Welt am meisten und die rücksichtsloseten, unmanierlichsten Personen sind in der Regel auf den teuersten Plätzen, in den Logen zu finden. Seit drei Jahren beobachte ich im Frankfurter Opernhaus eine Dame in einer Parterreloge, die den ganzen Abend hindurch, auch während der schönsten Arie, sich mit ihrer Nachbarin laut unterhält, so laut, daß die Umgebung sich häufig zum Zischen veranlaßt fühlt. Auch sonst habe ich nicht selten das Vergnügen, ein paar Schwägerinnen in meiner Nähe zu finden. Und wenn man erst hört, was sich diese Damen erzählen! Ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als daß ihnen die fortwährende mechanische Bewegung der Lippen ein Wohlgefühl verursacht. Allerdings ist dies nicht immer so; manchmal nimmt sie die Kunst auch ganz gefangen und sie machen einander nur auf die Besonderheit der Leistungen aufmerksam. So hörte ich jüngst, während der Tenor in der „Zauberflöte“ die Arie „Dies Bildnis ist bezaubernd schön“ in entzückender Weise sang, eine reizende junge Frau die Bemerkung machen: „Bei dem A. ist's grad, als wenn er Klees' in die Wange hätt!“

Doch genug. Von hundert Lippen höre ich es tönen: „Welch ein rücksichtsloser Mensch!“ Und da ist es wohl Zeit, daß ich schließe. Emil Preßtan.

Haus- und Landwirtschaft.

[Mechaniker.] Beim Härten von kleinen stählernen Werkzeugen oder andern Artikeln von Stahl, welche dünn oder leicht sind und schnell heiß werden, ist es ratsam, zuvor an einem Schleifsteine oder einem Schmirlgrade den Hammerschlag zu entfernen, welcher sich vor dem Erhitzen durch das Schmieden gebildet hat. Da dieser Hammerschlag von ungleicher Dichtigkeit ist, so ist es, wenn er nicht entfernt wird, gewöhnlich unmöglich, den Artikel mit ihm gleichmäßig zu erhitzen, abgesehen davon, daß der Hitzeegrad besser beobachtet werden kann, wenn der Hammerschlag entfernt worden ist.

[Glaser.] Was man nicht alles aus Glas machen kann! In Dresden gibt es eine weltberühmte Glasfabrik, Herrn Friedrich Siemens gehörig; dieselbe macht schon seit längerer Zeit Eisenbahnschwellen aus Glas; jetzt will sie auch Laternenpfosten, Treppentufen und allerlei Röhren daraus machen. Die Glasmasse muß dazu natürlich in besonderer Weise behandelt werden, das gewöhnliche Glas würde sich dazu nicht eignen. Auch Fußböden hat man aus Glas gemacht und zwar in Paris, wo man Kellern anstatt sie einzumöbeln, mit Glas bedeckt hat, so daß das Licht von oben aus frei hinein kann. In Italien hat man Schiffswände mit Glas bekleidet, weil sich an Glas die Meerespflanzen nicht so leicht ansetzen, wie an Holz und Eisen.

[Maurer.] Die Maurer in Italien nehmen zum Mörtel zumeist alten Kalk, der in der Grube mit Wasser schon an die 2 Jahre gestanden hat. Das soll ihm eine ausnahmsweise Härte geben. Auch die Frescomaler verlangen immer, daß die Wand, auf die sie malen wollen, mit solch altem Kalk behandelt wird. Je älter der Kalk, desto besser hält er sich sammt der aufgemalten Farbe.

[Antiseptische Behandlung der Steingassen, Nageltritte und Vernagelungen.] Tierarzt Gelschowsky in Breslau teilt hierüber folgendes mit: Nachdem die eiternden Hufstellen bloßgelegt worden sind und die Verdünnung der umliegenden Horntheile begonnen hat, werden die eiternden Flächen, abgespült oder mit einem wohl desinfizierten Schwammstückchen abgewischt und dann nach Belieben mit einem antiseptischen Pulver wie z. B. Jodoform, Bismuthum, subnitricum oder Plumbum